

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 16 (1926)
Heft: 41

Artikel: Einen Sommer lang
Autor: Baltinester, Wilhelmine
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646608>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Seiligtume vertrieben und den kühl rechnenden Verstand zum Hökern erhoben, man hatte die Poesie aus ihren geheimsten Schlupfwinkeln verstoßen und damit alle guten Geister des Waldes verbannt.



Eintönige langweilige Reihenpflanzung auf ehemaliger Kahlschläge. Die langsamer wachsenden Holzarten, wie die Tanne und die Buche, werden durch die Kottanne verdrängt.

Manche Schleier haben seither Wissenschaft und grüne Praxis gelüftet und wir sehen heute im Walde nicht mehr ein bloßes Nebeneinander von Bäumen, sondern einen lebendigen Organismus, eine überaus innige und untrennbare Lebensgemeinschaft von Boden, Holzbestand und Atmosphäre, die keine brutalen Eingriffe gestattet, ohne an den Wurzeln ihres Seins getroffen zu werden.

So ist denn unsere heutige Zeit zu einer naturgemäheren Waldwirtschaft zurückgekehrt. In unsern Wald, da soll einmal jede Holzart wieder ihr zusagendes Plätzchen finden, keine soll verdrängt, jede ihr Daseinsrecht behalten. Verschieden wie ihre äußere Gestalt sind ja auch ihre Anforderungen an das Leben, an Feuchtigkeit und Wärme, an Boden und Luft, verschieden ihre Widerstandskraft gegen alle Gefahren. Tief will die Eiche ihre Wurzeln in fruchtbares Erdreich senken, mit ärmlichstem nimmt, wenn es sein muß, die Föhre vorlieb. In Luft und lichter Sonne will die Lärche ihre Krone baden, im dämmrigen Schatten die Weißtanne ihre Jugendzeit verträumen. Ihnen allen wollen wir ihre Daseinsbedingungen schaffen.

Und noch eines möchten wir: die dünne, spärliche Horizontalschicht der Kronen des gleichaltrigen, gleichförmigen Waldes durch die wogende Vegetationsfülle des ungleichaltrigen Waldes ersetzen. Stufig geschichtete Laub- und Nadelmassen sollen den Wuchsraum nützen, vom Boden, wo eben erst der zarte Keimling seine Würzelschen in den lockeren Humus des geschonten Waldbodens treibt, von den Jungwüchsen, die, hier noch im Schatten ausharrend, dort in kleinster Lücke bereits dem Lichte zustrebend, Dichtung an Dichtung stehen, bis zur Spitze der Stangen- und Baumhölzer, die die Herrscher im Walde, die mächtigen Altholzstämme umringen.

Kraft, Schönheit und Gesundheit, aber auch hohen Wert und gesteigerten Ertrag soll uns der gemischte und un-

gleichaltrige Wald bieten. Den Fingerzeigen der Natur folgen, ihre Sprache verstehen und darüber doch nicht das uns gesteckte Ziel, die Produktion und damit das Rechnen vergessen, das — so möchte ich beifügen — ist unsere Schwie-



Der Pflenterwald, das Idealbild unserer heutigen-Sorfwirtschaft. Auf der gleichen Fläche sind alle Altersstufen vom Sämling bis zum alten Stamm in bunter Mischung dauernd vertreten.

rige und dankbare Arbeit. Denn nicht nur Schmuck der Heimat, sondern auch eine der Quellen seines Wohlstandes ist der Wald.

Große Organisationen mühen sich um den Schutz der Heimat. Im Nationalpark konnten wir auch den Wald dem freien Spiel der Kräfte der Natur überlassen. Andere Vereinigungen haben sich die Aufgabe gestellt, die Schönheit jenes Waldes besonders zu pflegen, der als grüner Kranz unsere Städte umgibt. Ruhebänke laden zur Rast, wohlgebaute Wege zu mühelosem Wandern und die Waldpflege ordnet sich gerne den Rücksichten unter, die man an diese Waldungen, als schönster Erholungsstätte unserer Bevölkerung stellen muß. Was ich aber heute zeigen wollte, das ist, daß der Wald im Arbeitskleide, der Wald, der stolz und unbesiegbar an unsern Berglehnen stockt, der Wald auch auf der vollen Höhe wirtschaftlicher Wertzeugung und nach den Leitlinien der Natur gehegt und gepflegt, Schönheitswerte birgt, die weder denen des Urwaldes noch denen des Parkwaldes nachstehen.

(Gekürzt aus dem „Heimatschutz“.)

Einen Sommer lang.

Von Wilhelmine Baltheser.

Die Sonne schien hell auf die Dorfstraße nieder, als ein Automobil, staubaufwirbelnd, daherkam. Erschreckt stoben friedliche Hühner und Gänse auseinander, und die Kinder, die am Begrande spielten, starteten mit neugierigen Augen auf die junge Dame, die mit wehendem Schleier im Automobil saß.

Annemarie Ruhlis lächelte, als sie diese Verwunderung und Verwirrung bemerkte, und als sie endlich vor dem Schulhause halt machten, wo sie zwei Zimmer gemietet hatte, rief sie dem Lehrer, der sie erwartete, lachend zu:

„Nein — so einfach und langweilig habe ich mir Ihr Dorf eigentlich nicht vorgestellt! Sie haben zur Unterhaltung wohl nur die Wahl zwischen Hühnern und Gänzen?!“

Der junge Lehrer, Erich Wegheim, verneigte sich tief,



Der natürlich entstandene, frohwüchsigte Mischbestand von Laub- und Nadelholz, wie wir ihn uns heute wünschen.

und ein feines Rot überzog seine Wangen. Er geleitete die junge Dame in ihre Zimmer, wo er Rosen vorbereitet hatte. Annemarie äußerte sich nur über Mangel an großen Spiegeln und verabschiedete ihn dann mit gnädigem Lächeln. Unter der Tür drehte er sich noch rasch um und sagte: „Meine Haushälterin, Katharina, wird Sie hoffentlich zufriedenstellen. Wünschen Sie allein zu speisen — oder darf ich um die Ehre bitten, Sie bei Tische auf meiner kleinen Veranda zu sehen?“ — „Ich komme“, hatte sie gesagt. — Vor dem Mittagessen schrieb Annemarie noch rasch einen Brief an eine Freundin: „Liebe Toni! Du wunderst Dich wohl, daß ich so lange nicht schrieb. Ich war sehr krank, Lungenentzündung und ein hartnäckiger Husten. Unser Arzt hat mir streng befohlen, aufs Land zu reisen. Natürlich wollte ich in einen recht lustigen Kurort in der Schweiz oder Tirol. Aber der Gestrenge hob die Hand: Nichts da! Sie brauchen Schonung und Ruhe! Ein ganz einfaches Dorf muß es sein, wo Sie frische Milch trinken, im Grase liegen und faulenz dösen! Ich verbiete jedes Rollenstudium! Wenn Sie alles einhalten, sind Sie im Herbst wieder gesund! Ja, meine liebe Toni, es ist nicht leicht, Schauspielerin zu sein! Und eben kam ich hier im Exil an, wohin mich mein Arzt empfohlen hat, da er hier einen jungen Schullehrer kennt, bei welchem ich wohne. Besagter Lehrer ist langweilig, blond und linksch und wird sich voraussichtlich schon heute in mich verlieben. Ach, wenn diese trostlose Sommerfrische vorüber wäre! Deine Annemarie.“

Nach Tische faßte Annemarie den Lehrer fest ins Auge.

„Sie leben also hier ganz einsam?“

„Ja, mein gnädiges Fräulein. In den Sommerferien fahre ich zuweilen in die Stadt — wie damals, als ich Sie bei Ihrem Arzte kennen lernte!“

„Ja, aber was fängt man hier den ganzen Tag an?“

„Viel lesen —“

„Sie lesen gerne?“

„Ja. Gegenwärtig ist es Goethe.“

„Ach“, sie lächelte geringschätzig, „den hat man bei uns in der Stadt längst überwunden.“



Gruppe von Starkholzstämmen im Plenterwald.

.... Am Abend trug Annemarie ein hellrotes Seidenkleid und setzte mit einer selbstbewußten Gebärde ihre Zigarette in Brand. Dann lehnte sie sich tief in den altmodischen Großvaterstuhl zurück und unterhielt sich über die verliebten Blicke, mit welchen Erich Wegheim am Angelhaken zappelte.

Und sie fing an, von ihrem Berufe zu sprechen. Eine neue Welt erschloß sich vor seinen Augen, eine Welt, in der Annemarie Ruhlis strahlende Königin war, was sie ihm noch schöner, fremder und feiner — noch begehrenswerter — erscheinen ließ.

In den Wochen, die nun folgten, wurde Erich Wegheim immer bleicher, Annemarie hingegen blühte rosig auf. Eines Sonntags entschuldigte er sich umständlich, daß er nicht zu Tische kommen könne, da er eingeladen sei.

„Gibt es das in diesem Neste?“ fragte sie erstaunt.

„Ja, im Pfarrhof.“

Sie speiste allein und langweilte sich. Das Getändel mit dem jungen Lehrer bot ihr nicht genügend Anregung. Und sie schrieb an ihre Bekannten in der Stadt:

„Kommt denn niemand von Euch, um mich zu besuchen? Ich erwarte Euch am Sonntag!“

Sie trug den Brief selbst zur Post. Als sie am Pfarrhof vorbei kam, faßte sie die Fenster fest ins Auge. Eines von ihnen war offen, sie hörte Klavierpiel und sah ein feines, blondes Mädchenprofil, und an den Flügel gelehnt stand Erich Wegheim. Als er sie erblickte, verneigte er sich tief, das Klavierpiel stotzte, das Mädchen wandte den Kopf und einen Augenblick lang kreuzten sich die Blicke der Schauspielerin und der stillen Pfarrerstochter.

Beim Abendessen war Erich Wegheim befangen. Er schwieg und ließ Annemarie allein für Unterhaltung sorgen. Ganz leichtthin fragte sie gegen Schluß der Mahlzeit:

„Der Pfarrer hat also eine Tochter? Wie alt ist sie?“

„Zwanzig.“

„Im — ein Alter, in welchem die bürgerlichen Mädchen die Ideale ein wenig in den Winkel stellen und anfangen, energisch nach einem Ehemann Umschau zu halten.“

„Das ist bei Fräulein Martha bestimmt nicht der Fall.“

„Wie eifrig Sie ihre Partei nehmen!... Sie lieben sie wohl?“

Erich Wegheim ließ Messer und Gabel sinken. „Sie haben eine seltsame Art, über die Liebe zu sprechen, gnädiges Fräulein. So leicht —“

„Sagen Sie nur leichtfertig!“ lachte sie. Aber dann wurde sie bald ernst und legte ihre feine Hand auf seinen Arm. „Danach dürfen Sie mich nicht beurteilen. Ich könnte die Liebe sehr ernst nehmen!“

Das Antlitz der jungen Künstlerin war mit einem Schlagschmerz geworden, und aus dem Busch im Schulgarten klang das weiche Flöten einer Nachtigall. Im matten Licht einer blauverhängten Lampe lag die kleine Veranda da. Erich Wegheim wurde weich und weh ums Herz... „Ich glaube, daß Sie eine ernste Liebe nicht erwidern könnten.“ Er sagte es leise in diese blaue Stunde hinein.

Sie schwieg, schien verlezt.

„Sind Sie mir böse?“ Er war ganz Reue.

Sie sprang auf, lehnte den schönen Lodenumrahmten Kopf an den Fensterrahmen und weinte. Ihr Schluchzen peinigte ihn. Hastig trat er zu ihr und versuchte sie zu trösten. In abgerissenen, atemlosen Sätzen gestand er ihr seine Liebe.

Da hörte sie zu weinen auf... Und er legte den Arm um ihren Hals und küßte sie lange und andächtig — wie nur ein Mensch küßt, der zum erstenmal die große Liebe zu erleben glaubt. — Am folgenden Vormittag ratterte ein stattliches Automobil mit den Bekannten Annemaries heran. Im Schulhause gab es bunten Wirrwarr; die Haushälterin Katharina stob wie ein aufgeschrecktes Huhn umher. Und Annemarie fühlte sich wohl wie ein Fisch unter seinen Genossen. Erich Wegheim ließ die Schulzimmer als Nachtquartiere herrichten. Um zehn Uhr lagen alle im tiefsten Schlaf. — Nur Annemarie und Erich Wegheim saßen auf der Veranda.

„Ich halte es hier nicht länger aus!“ Ihre Stimme klang hart, als hätte eine fremde Melodie sie in ihrem Bann.

Verlezt sah er sie an. „Ist das Ihre Liebe? Warum erlauben Sie mir nicht, Sie meine Braut zu nennen?“

„Ach was?“ Sie warf eine Rose in die Nacht hinaus.

„Was für Einfälle Sie haben! Braut!... Ich reise morgen ab!“

„Annemarie!“

„Werden Sie nur nicht sentimental! Ich habe genug von diesem Dorfidiot!“ Sie ging an ihm vorbei in ihr Zimmer.

Ruhelos wanderte der junge Lehrer durch den nächtlichen Garten. Vorbei... Nur einen Sommer lang sollte er glücklich gewesen sein... Im Dunkel erkannte er die Umrisse einer geliebten Gestalt, hörte leises Lachen und Flüstern.

„Wie gefällt Dir dieser jammervolle Dorfschullehrer? Er ist unbändig verliebt, der dumme Junge! Unlängst wollte ich die Macht meiner Kunst an ihm erproben und weinte mein bestes Bühnenweinen. Der arme Teufel fiel herein! Es gibt hier eine blonde Pfarrerstochter, der ich ihn abspenstig machte, weißt du, Theo, es ist so lustig, seine Macht zu fühlen! Staub aufwirbeln — verschwinden — die Leute in Verwirrung zurücklassen. Uebrigens war der Flirt mit diesem Schulfuchs meine einzige Zerstreuung in diesem Nest.“

Und plaudernd ging sie weiter an der Seite ihres Freundes.

Schlaflos verbrachte Erich Wegheim diese Nacht. Anfangs dachte er an Rache, an allerhand dumme Streiche,

die so jungen Menschen bei der ersten großen Enttäuschung ihres Lebens einfallen. Aber dann siegte seine gesunde Vernunft. Die Abfahrt der Schauspielerin und ihrer Gäste verschloß er; Katharina überbrachte ihm Grüße und sah ihm dabei sorgenvoll in das verstörte Gesicht.

Erich Wegheim stürmte in den Wald. Hier, unter den schweigenden Bäumen, in der großen Stille wollte er lernen, seinen Schmerz zu überwinden.

Es knackte im Geäst. Ein Reh, dachte der Lehrer und blickte nicht auf. Da fiel ein leichter Schatten vor ihm auf den moosigen Boden.

„Martha!“ rief er überrascht.

Sie hatte einen Korb mit Walderdbeeren am Arm hängen und schien selbst betroffen, als sie ihn vor sich sah.

„Wir haben Sie lange nicht bei uns gesehen!“

Er blickte zu Boden und fühlte ihre blauen Madonnenaugen auf sich ruhen. Nun erst kam ihm zum Bewußtsein, wie sehr er sie verletzt haben mußte. Die Episode mit der Schauspielerin hatte ein zartes Verhältnis jäh zerstört. Aber in ihren Augen lag kein Vorwurf, nur Güte. Da sprang er auf und griff nach ihren Händen. „Man geht oft irre, Fräulein Martha. Das Leben ist auch nur so ein dunkler Wald!“ — „Aber man kann sich wieder heimfinden“, sagte sie zuversichtlich. — „Martha“, bat er, „jetzt — nach alledem — willst du mich noch?“ — „Wenn ich — dir helfen kann, ein Leid zu vergessen!“ — Da küßte er ihre guten, stillen Hände, die nicht wie verspielte Mädchen waren, nicht die bewegliche Schönheit von Annemaries Händen hatten, aber gut und treu waren und viele Kranke gepflegt hatten. Und leise sagte er, den Mund an ihren Lippen: „Verzeih mir, Martha!... Nun hab' ich heimgefunden.“

Umgang mit Kindern.

Geh' fleißig um mit deinen Kindern,
Habe sie Tag und Nacht um dich und
Liebe sie. Und lasse dich lieben einzig
Schöne Jahre Ludwig Schaefer.

Die Kindererziehung ist im letzten Jahrzehnt neuerlich zu einem Problem geworden. Das verantwortungslose Dahindämmern, das einige Jahrzehnte ange dauert hatte, ist in den Neunzigerjahren durch einige unerschrockene Männer, die nicht überall Verständnis und Begeisterung fanden, unterbrochen worden. Und von da an ging es rasch vorwärts, rasch aufwärts. Erst war es die Erziehung des reisenden Kindes, an der reformiert wurde, dann kam der Säugling an die Reihe und Sozialhygieniker und Sozialpädagogen schrieben viele gewichtige Bücher. Aber man kann noch heute sagen, daß man sich auf eine bestimmte Formel noch nicht geeinigt hat, wenn immerhin auch die Reformen sich in zwei großen Lagern zusammengefunden haben.

Unlängst ist im Verlag „Am anderen Ufer“ ein kleines Büchlein erschienen, das sich Umgang mit Kindern nennt und ohne großes Pathos, ohne große Geste an den Verstand der Erzieher appelliert. Es plaudert sich in leichter, doch durchaus treffender Weise durch die wichtigen Probleme des Kinderlebens durch. Daß der Autor seine Weisheiten bei Goethe ebenso wie bei Spencer, bei Rosegger ebenso wie bei Jean Paul und Pestalozzi holt, tut dem Büchlein sicherlich keinen Abbruch.

Wir bringen nachstehend einige kleine Proben aus dem empfehlenswerten Büchlein:

Sei heiter mit Kindern.

Ganz kleine Kinder werden von den meisten Müttern mit unendlicher Liebe gepflegt, mit Zärtlichkeiten überschüttet, mit Küßen der Mutterliebe überhäuft. Wachsen sie aber heran, so ist es, als ob in der Liebe nach und nach eine Abföhlung einträte. Mäßigere Temperaturen des Geföhllebens greifen Platz. Zur Heiterkeit gesellt sich immer öfter der Ernst, zwischen Liebköfungen und Herzlichkeiten mischen sich häufiger Unfreundlichkeit, Strenge und Strafe. Manchmal